

# Zunehmend männerblind

Junge alleinerziehende Mütter leben überwiegend von Sozialhilfe. Das ist nur die halbe Wahrheit



**Hohes Armutsrisiko.** Die meisten Sozialhilfefälle in der Schweiz gibt es bei Männern zwischen 36 und 55 Jahren – zumeist geschieden und allein lebend. Foto Keystone

Von Walter Hollstein

Die Zahl der Sozialhilfefälle in der Schweiz ist markant angestiegen. Das hat soeben der «Kennzahlenvergleich zur Sozialhilfe in Schweizer Städten» ergeben – am deutlichsten in Biel, Lausanne und Basel. Für die «Tageschau» des Schweizer Fernsehens war dies am Dienstag die Topmeldung. Hauptbetroffene sind laut SRF junge alleinerziehende Frauen. Da das SRF das so sehen will, verstärkte die «Tagesschau» ihre Botschaft in der Sendung um einen weiteren Beitrag, in dem eine alleinerziehende Mutter aus Basel ihre Probleme darstellte. Populäre Medien wie zum Beispiel *20 Minuten* stiessen ins gleiche Horn: «Junge alleinerziehende Mütter, die in Schweizer Städten leben, sind in 80 Prozent der Fälle auf Sozialhilfe angewiesen.»

Die Studie – verantwortet von der Fachhochschule Bern – zeichnet allerdings eine andere Realität. Ihr zufolge gibt es die meisten Sozialhilfefälle bei Männern zwischen 36 und 55 Jahren – zumeist geschieden und allein lebend. 20 Prozent dieser Männer beziehen Sozialhilfe. Das deckt sich im Übrigen

mit internationalen Zahlen etwa aus den USA oder aus Deutschland. «Gemäss dem Bericht» – so die NZZ – «ist der Anteil der Männer, die Sozialhilfe beziehen, in manchen Städten sogar doppelt so hoch wie jener der Frauen.» Richtig ist, dass auch Alleinerziehende – notabene beiderlei Geschlechts – ein hohes Armutsrisiko tragen. Allerdings ist diese Gruppierung, gemessen an den von Sozialhilfe betroffenen Männern, eher peripher. Korrekt nennt sie die NZZ «klein».

## Wissenschaftlich verbrämt

Die Realitätsverweigerung des Schweizer Fernsehens und anderer Medien mag, bewusst oder unbewusst, mit dem einstigen feministischen Kult um die vaterlose Familie zu tun haben. Die englische Autorin Maureen Green formulierte zeitsymptomatisch: «Ein toter Vater ist Rücksicht in höchster Vollendung.» Im deutschsprachigen Raum kursierte das böse Wort, dass nur ein toter Vater ein guter Vater ist. Wissenschaftlich verbrämt wurde die vaterlose Familie gefeiert – ohne Mann und ergo auch ohne Gewalt, Tyrannei und Missbrauch. Ein exemplarisches

Beispiel dafür ist die Arbeit «Alleinerziehen als Befreiung» der deutschen Sozialwissenschaftlerin und Feministin Anita Heiliger. Ohne überhaupt schon etwas untersucht zu haben, bezeichnet Heiliger – lange Zeit auch in der Schweiz aktiv – im Untertitel «Mutter-Kind-Familien als positive Sozialisationsform» und gleich auch noch als «gesellschaftliche Chance». «Väter wollen herrschen, und Mütter wollen immer nur das Beste.» Die Mutter-Kind-Familie ohne Vater sei «die Befreiung von männlicher Herrschaft». Ein gemeinsames Sorge-recht lehnte Heiliger schon frühzeitig ab, weil sie es als «Racheakt» des Vaters interpretierte.

Jean-Paul Sartre ist ohne Vater aufgewachsen. Er schreibt: «Ich war ein Waisenkind ohne Vater. Da ich niemandes Sohn war, wurde ich meine eigene Ursache.» Der Bub Sartre beschäftigt sich nachgerade zwanghaft mit dem Tod, auch mit dem eigenen Verschwinden aus dieser Welt. Solche frühkindliche Tragik findet sich in den Werken vieler Schriftsteller, Franz Kafka wäre ein anderes berühmtes Beispiel. Doch die Dramen müssen nicht literarisch sein; sie sind auch ganz alltäglich.

Ein absenter Vater ist – so weiss die Therapie – eine lebenslange Quelle von Traurigkeit, Ärger, Verbitterung und Scham. Ein Sohn braucht seinen Vater, damit er sinnvoll Mann werden kann. Die Tiefenpsychologin Marga Kreckel bringt es bündig auf den Begriff: «Bleibt der Vater für den Sohn das unbekannte Wesen, so bleibt der Sohn auch sich selbst fremd.»

## Geschlechterselektive Brille

Besonders deutlich hat die empirische Forschung den Wahn vom Glück der vaterfreien Familie widerlegt. Letztere stellt in Wirklichkeit ein dramatisches Armutsrisiko dar: Etwa 80 Prozent der alleinerziehenden Mütter leben von staatlicher Unterstützung; die Kinder aus diesen Verbindungen sind – im Vergleich mit jenen aus vollständigen Familien – vielfach kränker, weisen schlechtere Schulleistungen auf, eine grössere Suizidquote, häufigere Ausbildungsabbrüche, höhere Verwahrlosungstendenzen und Kriminalitätsraten und sind – aufgrund ihrer Vaterdeprivation – sogar noch im fortgeschrittenen Erwachsenenalter einem signifikant höheren Depressionsrisiko ausgesetzt.

Die stete Leugnung solcher Realitäten passt aber fugengerecht in die Darstellung, wie das SRF sie pflegt: Männer sind Täter. Selbstverständlich müssen Typen wie Weinstein, Strauss-Kahn und Konsorten angeprangert werden. Aber zum Ersten sind Weinstein oder Strauss-Kahn nicht alle Männer und zum Zweiten: Männer sind auch Opfer. In diesem Sinne ist es symptomatisch, dass SRF breit über die «MeToo»-Kampagne belästigter Frauen berichtet, aber mit keinem Wort die «MenToo»-Kampagne belästigter Männer erwähnt.

Männliche Problembereiche kommen bei SRF nicht vor: der höhere Krankenstand, die frühere Sterblichkeit, die dreimal höhere Suizidrate im Vergleich mit Frauen, die seit Jahren signifikant grössere Arbeitslosigkeit, die schlechtere Prävention und andere.

Selbstverständlich wird der Frauentag im März gross gefeiert, der Männertag im November aber nicht einmal erwähnt. So langsam wäre es an der Zeit, die geschlechterselektive Brille abzusetzen.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie und ehemaliger Gutachter des Europarates für soziale Fragen.

## In Vergessenheit geraten

Männer werden nur noch als Defizitwesen hingestellt. Es gibt kein intaktes Männerbild mehr, an dem man sich aufrichten könnte

Von Walter Hollstein

Irgendwie hat es sich mittlerweile in den Köpfen festgesetzt: «Männer sind Schweine.» Typen wie Harvey Weinstein befördern solche Bilder. Nun ist es ja noch nicht so lange her, als dies alles ganz anders tönte. In Joseph Haydns Oratorium «Die Schöpfung» heisst es im Text nach John Miltons «Verlorenem Paradies» über den Mann: «Mit Würd' und Hoheit angetan, mit Schönheit, Stärk' und Mut begabt.»

In seinem Drama «Egmont» bekundet Johann Wolfgang von Goethe, wie stolz ein Mann doch sein kann, ein Mann zu sein. Das liesse sich endlos fortsetzen, um zu demonstrieren, was ein Mann vor wenigen Jahrzehnten noch wert war, bevor er demontiert wurde. Dabei geht es nicht darum, berechnete Kritik zurückzuweisen.

Aber eben: berechnete und nicht gnadenlos.

Männer fühlen sich denn heutzutage nur zurecht als Opfer eines gewandelten Zeitgeistes. Das macht einen gehörigen Teil ihrer Identitätskrise aus. Schon in den Fünfzigerjahren merkte der Stuttgarter Psychiater Joachim Bodamer an, dass wir nicht mehr wissen, was ein Mann ist, weil wir kein Ideal mehr haben, an dem wir ihn messen können. Rund fünfzig Jahre später stellte der amerikanische Männerforscher James A. Doyle fest, dass Männer heute das ganz dringliche und existenzielle Bedürfnis haben, zu wissen, was ein Mann eigentlich ist. In der Tat ist das – zumindest in einem positiven und konstruktiven Sinne – unklar geworden. Was einmal in der öffentlichen Darstellung die «Krone der Schöpfung» gewesen ist, erscheint nun als Latrine

der Gegenwart. Die Geschichte wird präsentiert als eine Abfolge von männlichen Kriegen, Brutalität, Zerstörung, Unterdrückung und Gewalt; ihre Akteure sind Judas, Nero, Brutus, Napoleon, König Blaubart, Hitler, Stalin, Karadzic, Saddam Hussein oder Charles Manson. Die amerikanische Feministin Andrea Dworkin notiert, dass Terror der Lebenszweck des Mannes sei, und ihre deutsche Schwester Alice Schwarzer stimmt ihr begeistert zu.

## Tiefe Verunsicherung

Auf der ideologischen Strecke bleiben Philanthropen wie Sokrates, Jesus von Nazareth, Thomas von Aquin oder Albert Schweitzer, die kulturellen Leistungen von Aristoteles, Descartes, Kant, Hegel oder Marx, die grossartige Literatur von Dante, Shakespeare, Schiller, Proust, Neruda oder Cervantes, die

seelenbewegende Musik von Haydn, Mozart, Beethoven, Bach, Verdi oder Puccini und die epochale Kunst von Michelangelo, Brancusi, Henry Moore, Matisse, Paul Klee, Leonardo da Vinci oder Rembrandt. Menschlichkeit, Güte und Nachhaltigkeit werden einzig Frauen zugeschrieben von Jeanne d'Arc bis Mutter Theresa. In dieser verzerrten Gesichtsschreibung geht auch unter, dass es zum Beispiel männliche Wissenschaftler waren, die die Hygiene voranbrachten, das Kindbett-Fieber besiegten und die Verhütungspille erfanden und damit das Leben der Frauen ganz wesentlich erleichterten. Das alles ist öffentlich in Vergessenheit geraten.

Männer werden nur noch als Defizitwesen hingestellt, die alles nur falsch machen. Für das männliche Geschlecht bedeutet diese Entwicklung eine tiefe Verunsicherung, und es bleibt kein

intaktes Männerbild mehr, an dem man sich aufrichten könnte; ein neues, alternatives steht überdies nicht zur Verfügung. Die Orientierungslosigkeit trifft seither vor allem das heranwachsende männliche Geschlecht. Knaben werden inzwischen in einer gesellschaftlichen Konstellation gross, die ihnen keine authentische Verhaltenssicherheit mehr vermittelt. Die Folge: Knaben haben immer mehr Entwicklungsstörungen; ihre Suizidrate wächst; sie brechen vermehrt Schule und Ausbildung ab; Jugendkriminalität ist heute fast ausschliesslich Jungenkriminalität; die Quote der jungen Aussteiger, Versager und Drückeberger steigt kontinuierlich an und damit explodiert der Kostenfaktor für den Staat.

Walter Hollstein: «Was vom Manne übrig blieb». Opus Magnum, 296 S., ca. 35 Franken.